

„Missionarische Ansätze und Strategien für den Gemeindeaufbau“

Vortrag vor der Herbstsynode des Dekanats Michelau

16. Oktober 2010

Zentrum für
Mission in der Region

Ein Reformzentrum
der EKD KIRCHE IM AUFBRUCH 

Pfarrer

Christhard Ebert

Olpe 35

44135 Dortmund

Telefon 0231 5409-35

Fax 0231 5409-38

Mobil 0171 8706299

E-Mail ebert@zmir.de

www.zmir.de

Einleitung

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, zunächst mal bedanke ich mich herzlich für Ihre Einladung, den oberfränkischen Gottesgarten am Obermain zu besuchen. Man ist leicht versucht zu glauben, in dieser schönen Gegend hätte Gott es Ihnen etwas leichter gemacht mit dem Säen und natürlich Ernten in seinem Garten. Denn durch den Auftrag des Zentrums für Mission in der Region im Rahmen des EKD-Reformprozesses, die Möglichkeiten missionarischer Existenz in und durch regionale Kooperation auszuloten, stoßen wir durchaus auch auf sehr karge und unfruchtbare Landschaften, die im Wesentlichen nur aus Felsen, Dornen oder versiegeltem Boden zu bestehen scheinen. Aber wie so oft, der erste Blick zeigt niemals alles. Mancher scheinbar fruchtbarer Boden lässt überraschend keine Saat keimen, während sich in Felsen immer wieder Spalten auftun, in denen es blüht.

Ich denke, das hat auch mit jenem Unterschied zu tun, den Jesus in seinem Gleichnis vom Sämann allen Gemeindebauern ins Stammbuch geschrieben hat: den Unterschied zwischen menschlichem und göttlichem Handeln. Es ist klar und muss es auch bleiben, dass da, wo Glaube geweckt wird, Gott selbst am Werk ist. Da ist allem menschlichen Machen ein kräftiger Riegel vorgeschoben. Niemals aber darf diese Klarheit dazu missbraucht werden, keinen Wert auf kirchliches Handeln mit hoher Qualität zu legen.

Was heißt das nun für Sie?

Wenn man den Zahlen der EKD-Statistiker glauben darf, gibt es bei Ihnen – bzw. in den beiden großen südlichen Landeskirchen Württemberg und Bayern ziemlich fruchtbaren Boden. Am Beispiel der Mitgliederentwicklung heißt das: zwar folgen auch Bayern und Württemberg dem allgemeinen Trend bedingt durch demografischen Wandel, Kirchenaustritt und kleiner werdende Taufquote, aber doch in sehr milder Form. Wenn man den gegenwärtigen Trend linear fortrechnet, ergibt sich für Bayern bis zum Jahr 2040 ein Mitgliederverlust von nur 10-15%, während es zum Beispiel in Sachsen-Anhalt über 50% sein könnten. Ich nenne diese Zahlen aber nicht, um Sie zu beruhigen. Im Gegenteil. Wenn man das auf reale Zahlen bezieht, bedeutet das für die bayrische Landeskirche einen Verlust von wenigstens 250000 Menschen – die drittgrößte Stadt Bayerns, Augsburg, wäre menschenleer. 10-15% sind also nicht wenig, sondern sind 10-15% zu viel!

Natürlich – wir können die Zukunft nicht vorhersehen und es kann auch alles ganz anders sein. Natürlich: wir können nicht viel am demografischen Wandel tun, zumindest die Älteren unter uns nicht. Aber: Kirchenaustritte und eine sinkende Taufquote sind ein innerkirchliches Problem, sie sind eine Frage nachlassender Bindungskraft der evangelischen Kirche, sie sind deshalb auch eigentlich zuerst ein geistliches Problem. Aber sie sind kein Problem, dem wir hilflos *ausgesetzt* wären, sondern ein Problem, dem wir *zusetzten* können – wenn wir wollen. Aber wie?

„Missionarische Ansätze und Strategien für den Gemeindeaufbau“ – so ist mein Vortrag angekündigt. Ich will mich heute Morgen mehr auf die Ansätze als auf die Strategien konzentrieren. Natürlich müssen aus Ansätzen Strategien folgen, das ist völlig klar. Die aber haben sehr viel mit der Situation hier vor Ort zu tun. Und die kennen Sie besser als ich. Wo die fruchtbaren Böden in Ihrem Dekanat liegen und wo die Felsen, wo Sie Überraschendes erfahren haben und wo auch das Scheitern gutgemeinter Vorsätze, wo Sie selbst mit Lust und Energie am Werk sind und wo auch müde und ausgebrannt, das wissen Sie selbst am besten. Als Profis vor Ort lade ich Sie ein, mir jetzt zu drei Thesen zuzuhören. Heute nachmittag werden Sie in Arbeitsgruppen prüfen, was das für Ihre Situation bedeuten könnte – oder auch nicht. Das ist ja durchaus offen. Dann werde ich sehr neugierig zuzuhören und für meine weitere Arbeit von Ihnen lernen. Also: prüfen Sie alles, wie der Apostel Paulus empfiehlt und behalten Sie das Gute!

These 1

Meine erste These lautet: Mission ist nicht Auftrag der Kirche - Mission ist ihr Wesen.

1. Was meine ich damit?

Belasteter Begriff | Je nachdem, wo man in Deutschland ist, begegnen einem unterschiedliche Reaktionen, wenn man mit dem Wörtchen „Mission“ ankommt. Das muss ich nicht groß erklären. Der Begriff ist aufgrund seiner Geschichte mindestens ambivalent und in manchen kirchlichen Gegenden überhaupt nicht mehr oder noch nicht wieder akzeptabel, auch wenn sich das insgesamt verbessert hat.

Die säkulare Eroberung | Überraschenderweise wird der Begriff „Mission“ im nichtkirchlichen, säkularen Bereich viel positiver verstanden. Unternehmen und Institutionen haben ihre Mission als Teil z.B. eines Unternehmensprofils. Ein sog. *mission statement* bringt dann Auftrag, Zweck und Ziele des Unternehmens auf den Punkt und dient auch dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit und Erkennbarkeit. *Mission statements* sind also Selbstcharakterisierungen, grundsätzlich gehalten und positiv formuliert und entwickeln ein bestimmtes Idealbild, das in der realen Gestalt der Organisation natürlich eingeholt werden muss. Ein recht gelungenes Beispiel für die Umsetzung in eine Werbebotschaft ist die aktuelle Sparkassenwerbung „Mission Finanz-Check“

Mission statement für die Kirche? | Nun könnte man auf die Idee kommen: was die Sparkasse kann oder jedem Autobauer recht ist, muss der Kirche billig sein. Holen wir uns den Begriff Mission also wieder zurück. Auch das Dekanat Michelau braucht dann in Zukunft sein *mission statement*, damit Menschen wissen: was machen die eigentlich? Was kann ich erwarten? Was können die für mich tun? Vielleicht so ein steiler Satz wie aus der aktuellen Werbung für Alfa Romeos Guiletta: „Ich bin die Kraft!“

Ich halte einmal inne. Brauchen wir das wirklich? Die ev. Kirche ist ja nun erkennbar keine Sparkasse und baut auch keine Autos. Sie ist auch nicht einfach nur ein Verein Gleichgesinnter. Sie ist nicht einfach nur eine Institution, die bestimmte Rituale und Inhalte verwaltet. Sie ist nicht einfach nur eine Organisation, die schlagkräftig bestimmte Ziele verfolgt und Absichten durchsetzt. Hilft uns also ein neues *mission statement* aus der Klemme? Oder muss nicht vor allem anderen zuerst die Besinnung auf Grundlage und Wesen erfolgen?

Biblische Hinweise | Der Apostel Paulus hat im 2. Korintherbrief 3,2 ein hilfreiches Bild gefunden, wenn er die Gemeinde anschreibt: „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen! Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen“. Ich habe den Eindruck, dass hier etwas sehr Fundamentales ausgedrückt wird. Wir sind faktisch immer eine Botschaft an andere Menschen, ob wir es wissen und wollen oder nicht. Wir können nicht nicht kommunizieren. Was nehmen also Andere an uns evangelischen Christen wahr? Ist das, was wir ausdrücken so, dass andere Lust bekommen, es mal mit dem Glauben zu versuchen? Wenn wir dies Bild des Paulus ernstnehmen, dann ist die erste Frage nicht die strategische: was können wir *tun*, sondern die selbstprüfende: wie können wir *sein*, damit Menschen zum Glauben finden. Ihnen ist vermutlich klar, dass das die schwierigere Frage ist.

Sie wird auch nicht einfacher durch den zweiten biblischen Hinweis in Joh. 20,21: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch“. Wir sind also Gesandte wie auch Sendung selbst. Als Gesandte sind wir beauftragt, Jesus Christus, in dem Gott sich den Menschen zu erkennen gibt, vor Menschen zu bezeugen, Gottes Gnade auszurichten an alles Volk, wie es die Barmer Theologische Erklärung formuliert. Gesandte also sind wir und gleichzeitig Sendung. Da steckt schon eine Spannung drin, wenn man diese beiden Bilder aufeinander bezieht. Denn dann wäre es so, dass es nicht nur darauf ankommt, was wir tun und sagen, sondern auch – und ich finde mehr sogar – wie wir etwas sagen und tun. Ich halte diese Spannung für außerordentlich fruchtbar und verteidige sie auch gegen alle Versuche, sie vorschnell aufzulösen. Denn sie zwingt uns immer wieder dazu, uns Gott zuzuwenden und zu fragen: was hat dein Geist in mein Herz geschrieben? Sie zwingt uns immer wieder dazu, uns klarzumachen, dass das, was Kirche ausmacht, unserer Verfügung völlig aus der Hand genommen ist. In diesem Sinn könnte man auch formulieren: Kirche hat keine Mission (und damit auch kein *mission statement*), sondern sie ist Mission, und zwar Gottes Mission.

2. Konsequenzen

Welche Konsequenzen könnte ein solcher Blick auf Kirche haben? Dazu nenne ich fünf Stichpunkte. Es gibt mehr und andere, vor allem die, die Sie für sich und Ihre Situationen entdecken können.

Innere Mission vor äußerer Mission | Der erste Stichpunkt: Innere Mission kommt vor äußerer Mission. Damit deute ich gleichzeitig beide klassischen Zuschreibungen um und meine mit innerer Mission nicht Mission in Form tätiger Nächstenliebe, sondern den Blick nach innen auf die, die jetzt zum aktiven Kern der Gemeinden gehören: hauptamtlich und ehrenamtlich Mitarbeitende, unter anderem eben auch Sie, die Sie als Synodale heute hier sind. Und dieser Blick könnte bedeuten: Lassen Sie sich einfach Gottes Mission an sich selbst gefallen. Halten Sie Ihr Herz dafür offen, was Gottes Geist dort hineinschreiben will – das ist möglicherweise etwas anderes, als Sie selbst schreiben würden. Bleiben Sie neugierig darauf, was Gott in Ihnen und Ihrem Leben sieht. Ich lasse es bei diesen wenigen Stichworten und erwähne nur noch: hier geht es um Authentizität von Menschen, von einer Gemeinde, deren Sein und Tun nicht auseinanderfällt.

Äußere Mission meint wiederum nicht die klassische Weltmission, sondern den Blick nach außen auf Menschen, die keine Bindung an Jesus Christus und seine Gemeinde haben. Alles, was unter diesem Blick getan wird, zielt auf Glaubensweckung, Glaubensstärkung und Bindung.

Gott transparent werden lassen | Der zweite Stichpunkt: Gott transparent werden lassen. Wo jede und jeder von uns, wo wir als Gemeinde nicht nur Gesandte, sondern auch Sendung sind, kann es nur darum gehen, dass wir für Gott transparent werden, durchscheinend sind, Gott selbst erkennen lassen. Ein hoher Anspruch, ja, das weiß ich, dem ich selbst viel zu wenig gerecht werde. Aber geht es anders? Meine eigene Liebe, so brüchig und unvollkommen sie ist, speist sich dennoch aus Gottes Liebe zu mir. Meine eigene Freiheit, so egoistisch sie auch oft ist, existiert nur in der Bindung an Gott. Wenn ich selbst niemals gespürt habe, wie sich Leben aus Gnade anfühlen, wie kann ich davon reden? Menschen wollen heute immer weniger dogmatisch korrekte Sätze über Gott, Christus, die Kirche und den Glauben hören, sie wollen immer mehr erfahren können, was das denn ganz konkret für ihr Leben bedeutet. Darum: Gott transparent werden lassen.

Selbstbezüglichkeit reduzieren | Das dritte Stichwort: weniger Selbstbezüglichkeit. Auch wenn sich mein erstes Stichwort zur inneren Mission eventuell anders anhören könnte, meint es eben genau dies nicht, sondern Gottbezüglichkeit. Die Kirche insgesamt, die evangelische Kirche als Teilmenge, das Dekanat Michelau und die zu ihm gehörenden Gemeinden – die gibt es nicht, weil irgendjemand sie braucht. Sie gibt es, weil Gott sie braucht. Sie gibt es, damit die befreiende Kraft des Evangeliums einen spürbaren und sichtbaren Ausdruck bekommt.

Anders ausgedrückt: wenn es um mehr oder neue missionarische Anstrengung geht, wenn es darum geht, dass Menschen zum Glauben und ihren Weg zur Gemeinde finden, dann geht es oft auch darum, dass Mitgliederzahlen steigen sollen. Das ist ein völlig berechtigter Wunsch, die eigene Gemeinde zu stabilisieren und ihre finanziellen und personellen Ressourcen zu erhöhen. Nur: wenn das die einzige oder die erste Priorität ist, wird sich das als Falle mit wenig bis keiner Wirksamkeit erweisen. „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit“, bittet Jesus in der Bergpredigt und das gilt sicher nicht nur für das individuelle, sondern auch für das gemeindliche Selbstverständnis und Handeln. Dann – so könnte man Jesu Fortsetzung interpretieren, wird euch auch die Existenz der realen Gemeinde zufallen.

Sich nicht einrichten | Das vierte Stichwort: Richten Sie sich nicht allzu sehr ein. Das, was wir Strukturen nennen, Gelder, Gebäude, Einrichtungen und so weiter, das alles hat nur dienende Funktion. Es geht nicht ohne materiale oder soziale Strukturen, das ist völlig klar. Es ist auch völlig klar, dass wir diesen äußeren, sichtbaren Bereich der Gemeinde Jesu Christi mit großer Gewissenhaftigkeit behandeln müssen. Hier braucht es Professionalität und hohe Qualität und alle wirksamen Werkzeuge, die man finden kann. Aber Strukturen haben nur dienende Funktion. Sie sind nicht das Eigentliche. Dennoch sind ihre Probleme und Herausforderungen oft drängend und dringend zugleich und sie bekommen deshalb oft ein Gewicht, das ihnen nicht zusteht und verschlucken Energien, die anderswo sinnvoller am Werk wären. Alle Versuche, sie zu ordnen und zu gestalten, damit man endlich mal Ruhe kriegt, sind in gewisser Weise trügerisch, weil Strukturen in der gegenwärtigen schnellen Zeit eben keine Ruhe geben, weil in ihnen ein ständiger Anpassungsdruck herrscht. Das kann eine zerstörerische Dynamik von Aktion und Reaktion auslösen. Darum: richten Sie sich nicht allzusehr ein. Hängen Sie Ihr Herz nicht an Ihre Strukturen. Sie werden sonst zu Götzen. Hängen Sie Ihr Herz an Gott und mit dieser Kraft im Rücken haben Sie eine völlig andere innere Ausgangsposition.

Visionäre werden | Der fünfte Stichpunkt an dieser Stelle: Visionäre werden. Wenn ich nicht völlig falsch liege mit meiner ersten These, dass Mission nicht der Auftrag, sondern das Wesen von Kirche ist, dann kann ich mir vorstellen, dass hier der Grund zu großer Freiheit ist. Dann kann ich mir vorstellen und hoffe

es, dass ein tiefes Aufatmen durch die Seelen zieht und Lasten von den Schultern fallen. Denn dann hat Gott das Wesentliche längst getan und es ist nicht mehr abhängig von unserem Können oder Nichtkönnen. Dann kann ich mir vorstellen, dass große Gelassenheit Raum gewinnt, in der wir das, was wir tatsächlich auch zu tun haben, sowohl mit Lust als auch mit dem Anspruch hoher Qualität tun können. Ich kann mir vorstellen, dass dann Ruhe da ist, nicht mehr den täglichen Anforderungen hinterher zu hecheln, sondern Ausschau zu halten, was morgen wichtig sein wird. Danach zu fragen, welche Vision Gott für die Entwicklung einer Gemeinde und eines Dekanats eigentlich hat. Mit Selbstvertrauen etwas zu beschreiben, was noch nicht ist, aber sein soll und mit fröhlichem und hoffentlich auch etwas frechem Mut sich daran zu machen, das Gesehene Wirklichkeit werden zu lassen.

3. Überleitung

Wie kann das nun alles gehen? Wie kriegt man das hin? Die hoffentlich nicht ernüchternde Antwort: gar nicht! Das ist Gottes Ding! Allerdings: überall da, wo es um Gottes ureigenes Wirken geht, gibt es schon etwas, mit dem wir uns selbst in Beziehung dazu setzen können. Deshalb meine zweite These:

These 2

Im Gebet liegt die Kraft zum Aufbruch.

1. Was meine ich damit?

Gebet als Kommunikationsform | Glaube – verstanden als Vertrauen in und auf Gott – ist ein Beziehungsgeschehen – nicht unbedingt zwischen zwei gleichen Partnern, aber doch ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch, voller Dynamik und Energie. Das Gebet ist die Sprachform des Glaubens und damit ein dialogisches Geschehen. Im Gebet geschieht die Beziehung, ist sie lebendig, verknüpft sie das, was mich angeht mit dem, was Gott angeht.

Ich möchte mich gar nicht auf bestimmte Gebetsformen festlegen. Dass im Gebet sich Begegnung ereignet, hängt mehr vom Bewusstsein des Glaubens als Beziehungsgeschehen ab als von der jeweiligen Form. Die muss zu den Betenden passen, ihren Lebenserfahrungen, ihren Bedürfnissen auch, den jeweiligen Anlässen, dem eigenen geistlichen Weg. Und sie reichen deshalb von den geprägten liturgischen Formen über die Psalmen, Gesangbuchlieder, gemeinsamen offenen Gebet, dem inneren Herzensgebet bis hin zum schweigenden wortlosen Gegenwärtigsein.

Das Gebet kann so zur Kraftquelle werden, in dem ich mich immer wieder besinne auf den Grund des Lebens und den Ursprung der Liebe. Im Gebet kann ich spüren, was Gnade bedeutet: unbedingt angenommen zu sein. Das Gebet ist dann auch der Ort, wo ich mich mir selbst stellen muss und den Aspekten meines Lebens, die von Gottes Licht noch nicht erhellt worden sind. Aber auch das geschieht im Angesicht dessen, der mich liebt und mich zurechtbringen will. Das Gebet ist deshalb das Geschehen, in dem Gottes Geist mir ins Herz schreibt, mich einen Brief werden lässt, mich durchscheinend werden lässt für die uns alle umgreifende und übersteigende Gotteswirklichkeit, mich befreit von allem Kreisen um mich selbst und mich entlastet von allem Druck des Vorläufigen.

Gottesdienst als Gebet | Das war jetzt im Wesentlichen individuell gesprochen, denn am Anfang und am Schluss dessen, was wir menschliche Existenz nennen, stehen wir allein vor Gott. Aus ihm kommt unsere Individualität, in ihn mündet sie. Dazwischen aber sind wir als seine Töchter und Söhne Geschwister im Glauben, die aneinander gewiesen sind und gleichzeitig aufeinander angewiesen sind. Als Individuen – auch in unserer Gottesbeziehung – sind wir zugleich soziale Wesen – ebenfalls in unserer Gottesbeziehung. Paulus hat dafür im 1. Korintherbrief ein bis heute unübertroffenes Bild gefunden: „Denn wie der Leib „einer“ ist und doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, doch „ein“ Leib sind: so auch Christus. Denn wir sind durch „einen“ Geist alle zu „einem“ Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit „einem“ Geist getränkt.“ (1. Kor. 12, 12f)

Neben der individuellen Sprachform des Glaubens braucht es deshalb auch eine gemeinsame Sprachform des Glaubens. Ich plädiere deshalb dafür, den Gottesdienst als Ganzen als Gebet zu verstehen. Im Gottesdienst hoffen wir gemeinsam auf Begegnung und Berührung – mit Gott und gleichzeitig innerhalb des Leibes Jesu Christi. Im Gottesdienst bringen wir mit all unserer Unterschiedlichkeit uns mit unserer ganzen Existenz ein, können uns fallenlassen in geprägte Formen von Klage und Dank, von Hören und

Schweigen, von Singen und Sprechen, von Anbetung und Feier, von Loslassen und Ermutigtwerden. Gottesdienst als Gebet ist die Sprachform des Leibes Jesu Christi.

Gebet als Lebenshaltung | Das dritte Stichwort umfasst sowohl den eigenen individuellen geistlichen Weg wie auch den gemeinsamen. Wenn die These stimmt, dass das Gebet Ursprung von Kraft und Aufbruch ist, kann es nur so sein, dass es immer mehr zur individuellen und sozialen Lebenshaltung zugleich wird. Das heißt, dass letztlich alles, was mir – was uns – was mir als Individuum und was uns als Glieder des einen Leibes Christi begegnet, in Beziehung zu Gott gesetzt wird. Nichts in mir und nichts um mich herum, nichts in uns und nichts um uns herum ist dann in einem letzten Sinn gottlos. Betend leben wir und das Leben ist Gebet.

2. Konsequenzen

Diese zweite These ist ja eine naheliegende Schlussfolgerung aus der ersten. Was könnten die Konsequenzen eines solchen Blicks auf das Gebet sein? Ich nenne hier drei Stichpunkte:

Das Gebet als Zentrum einer missionarischen Konzeption | Der erste Stichpunkt: was wäre, wenn wir das Gebet ganz bewusst zum Zentrum einer missionarischen Konzeption machen würden? Hat das schon mal jemand versucht? Natürlich gehört das Gebet zur missionarischen Arbeit immer schon dazu, aber ich behaupte: es ist das Zentrum, das Kernstück, von dem alles ausgeht. Was würde passieren, wenn wir das für ein paar Jahre wirklich ernst nehmen würden? Was würde sich verändern, was sich erneuern, was sich als nicht mehr hilfreich auflösen?

Aus der Konzentration in die Weite in die Konzentration | Der zweite Stichpunkt: Aus der Konzentration auf Gott folgt der Schritt in die Welt hinein. Betend sozusagen brechen wir auf, als Gemeinde das uns Aufgetragene zu tun – und das, so hoffe ich, wird etwas anderes sein und bewirken, als eine Sitzung formal mit Losung, Lehrtext und Liedvers zu eröffnen. Betend sozusagen den Haushaltsplan für das kommende Jahr zu beraten, bringt in diese Beratungen eine andere Qualität hinein. Betend sozusagen in Konfliktsituationen zu gehen, bringt andere und neue Klärungen. Betend sozusagen die Einrichtung eines Glaubenskurses in Angriff zu nehmen, bringt mehr und andere Energie hinein. Betend sozusagen in Diakonie und Gemeinwesenarbeit Menschen zu dienen, bringt eine ganz besondere Attraktivität. Was auch immer getan werden muss – und da gehört das Kaffeekochen und Kloputzen genauso dazu wie der Gottesdienst und langfristige strategische Planung der Dekanatsleitung – wer es aus dem Gebet heraus tut, wird es anders tun. Aber zu dieser einen Bewegung – aus der Konzentration in die Weite – gehört unabdingbar die gegenläufige hinzu: aus dem konkreten Tun in die Konzentration auf Gott. Kybernetiker sprechen hier von einem Regelkreis und das Besondere an diesem Regelkreis ist, dass die regelnde Instanz Gottes Geist ist. Ich kann Ihnen versichern, dass der immer für Überraschungen gut ist. Von daher würden Sie möglicherweise ein nicht unerhebliches Risiko eingehen, wenn Sie sich auf diese Dynamik einlassen würden.

Überwindungen ermöglichen | Ein dritter Gesichtspunkt: Es gibt eine Menge Gründe, sich nicht zu bewegen. Über viele kann man recht sachlich nachdenken und darüber reden. Manche aber haben sich so geschickt in der Persönlichkeitsstruktur von uns Menschen versteckt, dass wir selbst sie oft nicht bewusst wahrnehmen können. Entsprechend schwer ist es, diese Gründe zu bearbeiten. Ich bin aber davon überzeugt, dass es durch das Gebet einfacher wird. Ein Beispiel: die meist diffuse Angst vor Veränderungen. Sie kann verschiedene Ursachen haben, aber ähnlich ist immer eine tiefe innere Unsicherheit, die nur dann nicht zu einem quälend tiefen Loch aufreißt, wenn äußere Umstände (Beziehungen, Strukturen, Gewohnheiten) stabil bleiben. Aber wenn ich zulassen kann und es sich ereignet, dass Gott dies Loch der Angst mit Hoffnung und Zuversicht auffüllt, wird auch die Angst vor Veränderung kleiner, denn Stabilität, Ruhe und Kraft ereignen sich im Gebet in mir selbst.

Aber auch andere klassische kirchliche Tabuthemen lassen sich hier anführen, ich nenne nur als Stichpunkte: Neid – Macht und Ohnmacht – Harmoniestreben statt offener Konfliktkultur. Und etwas ausführlicher: es ist manchmal selbst unter Christen ganz schwer, einander vom eigenen Glauben zu erzählen und dann nicht nur das Helle und Schöne, sondern auch das Dunkle, Schwere, Verzweifelte. Ich glaube auch hier, dass vor allem das gemeinsame Gebet hier helfen kann, wenn es durch die Gegenwart Jesu Christi das Vertrauen entstehen lässt, das sozusagen der Kitt zwischen den Gliedern des Leibes Jesu Christi ist.

3. Überleitung

Liebe Schwestern und Brüder, ich hatte Ihnen am Anfang gesagt, ich werde mich mehr auf die Ansätze konzentrieren als auf die Strategien. Letztere aber sollen dennoch nicht ganz kurz kommen und Ihnen – auch hier grundsätzlich – einfach ein paar Ideen liefern. Deshalb meine dritte These:

These 3

Regionale missionarische Kooperationen erzeugen einen Mehrwert.

1. Was meine ich damit?

Kooperationen als Kommunikationsform innerhalb des Leibes Christi | Warum überhaupt Kooperationen? Dafür gibt es zwei Gründe, ein theologischer und ein pragmatischer. Theologisch gesprochen besteht der Leib Christi aus unterschiedlichen Gliedern, die jeweils eigene Stärken und Gaben mitbringen. Kein Glied kann für sich die Gesamtheit des Leibes beanspruchen, obwohl jedes einzelne Glied immer auch für die Gesamtheit einsteht. Unterschiedlichkeit ist also das eine notwendige Kennzeichen. Weil aber die reine Addition unterschiedlicher Glieder noch keine lebendige Gesamtheit erzeugt, kommt die Zusammenarbeit als zweites Kennzeichen hinzu. Anders gesagt, der Leib Christi existiert nur in der Kooperation seiner verschiedenen Glieder.

Der zweite Grund ist eher pragmatischer Natur und je nach Situation unterschiedlich einleuchtend. Bei zunehmendem Rückgang der Mitgliederzahlen einerseits und der haupt- oder nebenamtlich Mitarbeitenden andererseits bei gleichzeitiger Beibehaltung des Anspruchs flächendeckender Präsenz entsteht eine größer werdende Überdehnung kirchlicher Strukturen. Fast alle Gemeinden sind inzwischen an der Grenze der Leistungsfähigkeit angekommen, viele haben sie längst überschritten und immer mehr sind nicht mehr in der Lage, auch nur die pastorale Grundversorgung sicherzustellen, ganz zu schweigen von der Darstellung der biblischen Kennzeichen des Leibes Christi, die ja auch zu Ihrem Leitbild gehören, Gemeinschaft, Feier, Zeugnis und Dienst, ohne die der Leib Christi nicht erkennbar ist. Auch deshalb braucht es die gabenorientierte Kooperation, damit diese Kennzeichen des Leibes Christi wieder aufleuchten können. Außerdem werden Kräfte freigesetzt oder wird wenigstens soweit Entlastung spürbar, dass Mitarbeitende nicht ständig in der Gefahr des Ausbrennens sind.

Regionen als neuer Orientierungsrahmen | Warum dann Regionen? Zunächst einmal: nicht als Einsparmodell! Und nicht als Zwangsapparat für Fusionen. Und nicht als Nachfolgestruktur der Pfarodie, der Ortsgemeinde. Aber: als Orientierungsrahmen für Kooperationen! Denn: selbstverständlich hört – wieder theologisch gesprochen – der Leib Christi an den Grenzen der Ortsgemeinde nicht auf. Auch die einzelne Ortsgemeinde ist selbst nur ein Glied an diesem Leib und braucht die anderen. Und eine Region, die zugleich als Lebenswelt von Menschen verstanden wird, eine eigene Identität hat, hat häufig eben mehr Möglichkeiten als eine Ortsgemeinde. Sie erreicht mehr Menschen, sie lässt in größerem Maß Delegation zu, kann besser auf die Gaben Einzelner Rücksicht nehmen, ist zu besonderen Angeboten in der Lage, die die Kräfte der einzelnen Gemeinde übersteigen würde und so weiter. Und das Ganze eben nicht als neue kirchenrechtliche Strukturgröße, sondern als Freiheits- und Handlungsraum.

Mehrwert als Ergebnis regionaler Kooperation | Das Ganze – jetzt kann ich es kurz machen – erzeugt einen Mehrwert, durch den das Evangelium in neuem hellem Licht erstrahlen kann. Gerade weil es nicht um Einsparungen an Personal und Gebäuden geht, sondern um intensivere missionarische Arbeit nach innen und nach außen.

2. Konsequenzen

Nicht immer und überall gilt, dass regionale Kooperationen möglich und sinnvoll oder gar einfach sind. Das hängt sehr von den jeweiligen Umständen ab. In Städten ist es einfacher wegen der kürzeren Wege. In ländlichen Situationen braucht man manchmal mehr Phantasie und Geduld. Aber meistens geht immer irgendwas.

Einander wahrnehmen | Immer geht: einander wahrnehmen. Das hat eine Menge Vorteile. Nicht nur, dass es eigentlich undenkbar ist, dass Glieder des einen Leibes voneinander keine Ahnung haben. Einander wahrnehmen bereichert, kann entlastend sein, schafft Vertrauen, setzt Kreativität frei. Ein paar Vorschläge dazu: richten Sie Intervisionsgruppen ein. Das ist keine Visitation als kirchenleitendes Verfahren, auch keine Supervision, sondern eher sowas wie geschwisterliche gegenseitige Beratung auf Augenhöhe. Jede Gemeinde besucht mit einem Team wenigstens zwei bis drei Gemeinden in der Nachbarschaft und wird von Teams ihrerseits besucht. An so einem Intervisions-Tag könnte eine Gemeinde sich präsentieren

und ein Besuchs-Team bitten, einmal genau hinzuschauen. Wertschätzend-konstruktiv selbstverständlich ohne jede Besserwisserei.

Oder: Sie wenden Ergebnisse aus der Milieu- und Mentalitätsforschung auf ihr Dekanat an, setzen sich die Milieubrille auf, die eine ausgezeichnete Sehhilfe ist, und erforschen ihr Dekanat auf unbekannte Milieus.

Oder: Sie setzen konsequent Maßnahmen der sog. Mitgliederorientierung um. Das ist im übrigen weniger schlimm, als manche aufgeregte Diskussionen um dies Thema vermuten lassen, sondern nur die naheliegendste Umsetzung der schon biblisch begründeten Frage, wie denn das Evangelium so gelebt und geglaubt werden kann, dass andere Menschen erreicht und aufgeschlossen werden.

Kooperationen einüben | Das zweite wäre: Kooperationen einüben. Ja, das ist tatsächlich Übungssache. Das funktioniert nämlich nicht einfach von selbst. Ich weiß nicht, ob die Oberfranken genau solche Dickhäuter sind wie wir Ostwestfalen, aber bevor man uns zur Kooperation kriegt, braucht's schon eine Kanone vor der Brust. Aber möglich ist es schon. Es gibt förderliche Haltungen und es gibt förderliche Maßnahmen. Zu den Haltungen oder Tugenden gehörte so etwas wie Vertrauen, Neugier, Offenheit, Fehlerfreundlichkeit. Zu den Maßnahmen würde z.B. die Entwicklung von Strukturen gehören, die offen und durchsichtig sind und zu Teilnahme und Mitentscheidung einladen; Strukturen, die gastfreundlich sind und Feedback ermöglichen.

Konkret könnten Sie als erstes schauen, was es denn an Kooperationen in Ihrem Dekanat bereits gibt. Das dürfte schon einiges sein. Sie könnten erforschen, was davon gut läuft und warum, was auch weniger oder gar nicht und auch hier warum. Sie könnten bestehende Kooperationen, die im Wesentlichen aus strukturellen Gründen entstanden sind, umbauen hin zu inhaltlicher Mehrwert-Erzeugung. Zumindest theoretisch. Sie können weitere Kooperationen einrichten; klein und behutsam zuerst, damit Sie schnell Früchte ernten können. Dann sich etwas Größeres vornehmen, vielleicht so etwas wie ein regionales Gebetsnetzwerk? Wichtig bei allem: Kooperation braucht Freiwilligkeit. Zwang zerstört sie.

Strategien entwickeln | Und dann natürlich: Strategien entwickeln. Sie haben also eine Vision, ein Bild davon, wo Gott mit Ihrer Region oder Ihrem Dekanat hinwill. Sie haben eine gründliche Analyse. Dann beschreiben Sie den Weg, wie aus dem jetzigen Zustand ein anderer werden kann. Dazu braucht es natürlich eine Menge guter Ideen. Davon gibt's zum Glück viele. Unmengen davon sind über's Internet erreichbar. Da kann man sich bedienen oder auch inspirieren lassen. Aber die besten, die wirkungsvollsten und nachhaltigsten Ideen entstehen in den Köpfen und Herzen von Menschen, die sich mit der Situation vor Ort auskennen, die etwas wollen für ihre Region, die sich nicht abfinden mit dem, was ist.

Zusammenfassung

Ich habe Ihnen drei Thesen vorgestellt, von denen ich überzeugt bin, dass sie grundlegend für kommende missionarische Aufbrüche sind deshalb, weil sie das Sein vor das Tun setzen. Man könnte diese Thesen auch beschreiben wie drei Folien, die jeweils ein eigenes Bild zeigen, aber die man auch übereinanderlegen kann, so dass jede jede andere beleuchtet und jede mit jeder anderen aufscheint und sich ein gemeinsames neues Bild ergibt. Daraus könnte ein komplettes Konzept werden. Das weiß ich aber noch nicht, denn diese Idee ist mir erst gestern Abend im Zug gekommen. Mit dieser Möglichkeit schließe ich zunächst, danke Ihnen für alle Konzentration und freue mich auf Fragen und Rückmeldungen.

Vielen Dank.